

Psychotherapeut

Elektronischer Sonderdruck für
Reinhold G. Hanenberg

Ein Service von Springer Medizin

Psychotherapeut 2013 · 58:31–38 · DOI 10.1007/s00278-012-0920-1

© Springer-Verlag 2012

zur nichtkommerziellen Nutzung auf der
privaten Homepage und Institutssite des Autors

Reinhold G. Hanenberg

“... der Phantasieschlüssel bewährt sich“

Gehört die Fantasie nicht auch zur strukturellen Kompetenz?

Psychotherapeut 2013 · 58:31–38
DOI 10.1007/s00278-312-0920-1
Online publiziert: 4. Juli 2012
© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2013

Redaktion

M. Cierpka, Heidelberg
I. Seiffge-Krenke, Mainz

Reinhold G. Hanenberg

München

„... der Phantasieschlüssel bewährt sich“

Gehört die Fantasie nicht auch zur strukturellen Kompetenz?

„Alles geht auf die Reproduktion von Szenen.

Die einen sind direkt zu bekommen, die anderen nur über vorgelegte Phantasien“ (Freud 1985c, S 253).

Begriffliches

Fantasie, Imagination, Phantasma und ähnliche Ausdrücke beziehen sich ganz allgemein auf etwas Sinnlich-Imaginäres. Im, immer auch zeitlich strukturierten, Erleben des Menschen erscheinen die Manifestationen der Fantasie in nahezu alle seelisch-emotionalen Lebensäußerungen eingebunden. Auf hochkomplexe Weise organisiert, ist die Fantasie an Aufmerksamkeit, Identität, Körperlichkeit, Geschlechtlichkeit, an Denk- und Sprachprozessen, am Traumgeschehen, an Selbst- und Fremdbildern, am Rollenverständnis, an Handlungsplänen, an Interaktion und Beziehungsregulation, an Erinnerungen und Visionen für die Zukunft, am jeweiligen Welt- und Menschenbild usw. beteiligt. In allen Dimensionen der Erfahrung erscheint die Fantasie – ob spontan auftretend oder evoziert – als ein Phänomen imaginativ-emotionaler Bewegung: Sie taucht auf, zeigt sich in erwarteter oder auch unverhoffter Gestalt und entschwindet wieder. Ihre Manifestationen sind im Fluss und mal mehr, mal weniger deutlich zu erkennen. Diese eigentümliche Beweglichkeit hat die Fantasie nicht nur mit dem Träumen, sondern auch mit anderen autonomen psychischen Funktionen gemeinsam.

Vielfältige Einordnungsversuche

Seit alters her wurde versucht, das Sinnlich-Imaginäre der Fantasie zu deuten, ihr durch differenzierende Funktionsbestimmungen und unterschiedlichste Merkmalszuschreibungen näher zu kommen (ausführlich: Pagnoni-Sturlese et al. 1989). Dabei wurden Begriffe gebildet wie: Erscheinung, Einbildungskraft, bildhafte Repräsentation, Tagtraum usw. Die meisten Begriffs- und Funktionsbestimmungen der Fantasie wurden als erkenntnisleitend verstanden:

- Etwas-sichtbar-werden-Lassen (phaino) bei Platon,
- die den Wissenserwerb unterstützende Funktion bei Aristoteles,
- die passiv ordnende und organisierend-regulierende, teils psychosomatische Funktion der Fantasie bei Avicenna und Descartes,
- das Postulat von Syntheseregeln (Schematismus) der Einbildungskraft bei Kant,
- ästhetische, moralisch-ethische Aspekte bei de Montaigne (dort auch, durchaus modern, als Mittel zur Selbsterkenntnis), Schiller und Schelling und schließlich
- die Freiheit des Vorstellungsbewusstseins zur Transzendenz des Seienden bei Sartre.

Bei allen Genannten wird also ein Interesse an Sinn und Zweck der Fantasie offenbar.

In Psychologie und Psychoanalyse kann die Fantasie als eine einigermaßen abgrenzbare somatopsychische Kompetenz neben anderen – wie Erinnern, Fühlen, Assoziieren, Sprechen, Symbole bilden usw. – eingeordnet werden. So sieht McGinn (2004) die Fantasie als eigenständige Kategorie neben Wahrnehmen und Denken und betrachtet sie nicht als abgeleitet. Wird das menschliche Erleben in dieser Weise nach Fähigkeiten kategorisiert, wird allenfalls ein Potenzial, aber nicht (oder kaum) den Prozesscharakter des Erlebens und der Erfahrung erfasst – dies gilt selbst bei Berücksichtigung der zeitlichen Strukturierung. Wird nämlich der Fantasie sozusagen in Aktion, z. B. in einem Tagtraum, begegnet, fällt auf, wie wenig ihr Zusammenspiel mit diesen anderen (wahrscheinlich ebenfalls an der Kreativität beteiligten) Fähigkeiten bekannt ist – selbst wenn die introspektiv erfahrbaren Aspekte des Geschehens einbezogen werden.

Stellenwert der Fantasie in der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik

Für die Operationalisierung der Struktur des Selbst wurde in der OPD-2 das Konzept des selbstreflexiven Bezugs zur eigenen Innenwelt herangezogen. Diese reflexive Funktion manifestiert sich als strukturelle Kompetenz u. a. in der „Fähigkeit

Bei dem Titel handelt es sich um ein Zitat aus Freud (1985c, S. 374).

zur inneren Kommunikation, zum inneren Dialog, wobei die eigene Emotionalität, die eigene Bedürfniswelt, die Phantasiewelt und die Erfahrungen des körperlichen Erlebens von besonderem Gewicht sind“ (Arbeitskreis OPD 2006, S. 117 f.). Die „Phantasiewelt“ wird hier also den psychischen Ressourcen zugerechnet, und innerhalb der Dimension „Emotionale Kommunikation nach innen“ (Arbeitskreis OPD 2006, Tab. 4-15) wird der Kompetenz „3.2 Eigene Fantasien entwerfen und nutzen“ ungefähr der gleiche Stellenwert zugewiesen wie „3.1 Eigene Affekte generieren und erleben“. Ferner gilt nach OPD-2: „Alle ... Selbstaspekte finden ihre Entsprechung in der Beziehung zu den äußeren Objekten“ (Arbeitskreis OPD 2006, S. 118), deshalb sei die strukturelle Kompetenz gleichzeitig objektbezogen. An einem Beispiel für die Fähigkeit zur Objektwahrnehmung wird verdeutlicht, dass darunter „realistische Wahrnehmungen“ (Arbeitskreis OPD 2006, S. 118) verstanden werden. Den Gegenpol zum inneren selbstreflexiven Bezug bildet also die äußere Realität. Damit steht die OPD in der einschlägigen dualistischen Tradition in Philosophie (seit Plato) und Psychoanalyse (seit Breuer und Freud) und dies trotz des relativierenden Verweises auf einen „scheinbaren Dualismus“. Dieses duale Schema der OPD ist mit einem prozessualen Strukturverständnis, für das der Autor aufgrund des Prozesscharakters des Erlebens plädiert, nicht kompatibel.

Bei „Emotionale Fähigkeit: Kommunikation nach innen“ spielen die „eigenen Phantasien eine wichtige Rolle als Vermittler von emotionalen Zuständen und daran geknüpften Handlungsentwürfen (z. B. auch von kreativen Lösungen“ (Arbeitskreis OPD 2006, S. 266), insofern sie in den persönlichen Ressourcen – als Resultat individueller Reifungs- und Entwicklungsschicksale (Rudolf 2002, S. 13 f.; Resch 2002, S. 126 ff.) – vorhanden sind. In der OPD-2-Strukturcheckliste (Arbeitskreis OPD 2006, S. 437) wird genauer dargestellt, wie in der Rubrik „3.2. Phantasien nutzen“ die Spannweite der Integration abgestuft ist (vgl. Arbeitskreis OPD 2006, Interviewtools, S. 462 f.):

- „Gut integriert“: entspricht inhaltlich dem obigen Zitat.

- „Mäßig integriert“: Die Fantasietätigkeit gilt als deutlich eingeschränkt.
- „Gering integriert“: Negative Fantasien werden rasch zu bedrohlicher Gewissheit.
- „Desintegriert“: Realitätsbeschreibung und subjektive Fantasien verschwimmen ineinander.

Schon an dieser Reihung lässt sich die grundsätzliche Schwierigkeit erahnen, die sich in der Praxis bei dieser Kategorienbildung über die „Fantasiewelt“ ergibt: Kreative, positive, negative, subjektive, der Realität entsprechende oder nicht mit ihr kompatible Fantasien sollen hier exploriert und diagnostisch ausgewertet werden. Dazu wird noch – wegen der angenommenen vermittelnden Funktion der Fantasie – zwischen (lediglich bewusst erlebten?) emotionalen Zuständen und handlungsantizipierenden sowie Handlungsperspektiven eröffnenden Möglichkeiten der unmittelbaren Realitätsgestaltung differenziert. Soll man hier „negative“ und „subjektive“ Fantasien noch als Ressourcen oder schon als individuelle strukturelle Defizite betrachten?

Solche Vagheiten dürften auch dazu beitragen, dass diese Thematik heute kaum vertieft diskutiert wird. Dies war nicht immer so, denn auch die psychoanalytische Theoriebildung über die Fantasie hat eine lange, durch wechselvolle Definitionsversuche geprägte Begriffs- und Ideengeschichte (Hanenberg 2008; Laplanche u. Pontalis 1967; Laplanche u. Pontalis 1985). Auch die von der OPD angenommene Funktion der Fantasie als Vermittler zwischen emotionalen Zuständen und Handlungsentwürfen wurde bereits breit diskutiert und kritisiert (z. B. Lorenzer 1970; Lorenzer 1981). Im Übrigen fehlt der bei psychoanalytischen Autoren (von Freud über Kris, Winnicott, Grunberger, Kohut bis Altmeyer) verbreiteten „Formel vom ‚mittleren Bereich‘“ eine klare wissenschaftstheoretische Positionsbestimmung, wie Stein u. Stein (1984, S. 105) schreiben.

Probleme der Kategorienbildung

Die Schwierigkeit, die Fantasie den strukturellen Fähigkeiten zuzuordnen, hängt auch mit dem grundsätzlichen Aufbau der

Strukturachse zusammen, wie Küchenhoff herausgearbeitet hat: Ihre eher statisch-elementhafte Operationalisierung nach dem „Baukastenprinzip“ (Stichworte aus der OPD: „adaptive Beziehungsgestaltung, Fähigkeit zum Alleinsein, Distanzierungsfähigkeit, ... und emotionale Kompetenzen“; Arbeitskreis OPD 2006, S. 73) schreibt vor, die Struktur aus den Phänomenen zu erschließen, nämlich „von der konkreten Erlebnisgegenwart zur Struktur“ (Küchenhoff 2002, S. 71). Küchenhoff schlägt stattdessen ein für die strukturelle Einordnung der Fantasie besser geeignetes, dialektisch-prozessuales Strukturkonzept vor, bei dem im Erleben manifest werdende Konstellationen beschrieben werden.

Neben diesem systemimmanenten Mangel hält der Autor des vorliegenden Beitrags es auch für unnötig einschränkend, die „Fantasiewelt“ lediglich in die Dimension der emotionalen Kommunikation einzuordnen. Die Fantasie (und auch die Kreativität, an der sie einen entscheidenden Anteil hat) ist in hochkomplexer Weise mit anderen strukturellen Fähigkeiten verflochten. Ein kleiner Schritt in diese Richtung wird in der Rubrik: „3.2 Nutzung von Phantasien über den eigenen Körper“ (Arbeitskreis OPD 2006, Tab. 14-4) getan, die im Entwurf der Körperbildliste (Arbeitskreis OPD 2006, S. 486 ff.) unter die Fähigkeit zur „Bindung an innere Objekte“ eingeordnet wurde. Dieser Entwurf bewegt sich zwar auch im Rahmen des baukastenförmigen Aufbaus der OPD, doch wird ebenfalls eine erweiterte Berücksichtigung der Fantasie für den Bereich der Bindungskompetenz vorgeschlagen. Bei entwicklungspsychologischer Betrachtung können nämlich neben der Fähigkeit zur Bindungsbesetzung auch die Fähigkeiten zur Symbolbildung, zur Selbst-Objekt-Differenzierung, zur Mentalisierung, zur Repräsentanz generalisierter Interaktionen (RIG) und möglicherweise noch weitere Kompetenzen zum breiten Gesamtbild entwickelter Selbstreflexivität gezählt werden. Denn all diese Fähigkeiten können schon früh entwicklungsfördernd wirken oder die Entwicklung hemmen, wenn sie defizitär sind.

Der Appell, die Fähigkeit zum Fantasieren – und damit zur kreativen Verän-

derung – in ein prozessuales Strukturverständnis zu integrieren, erhält Rückenwind aus der klinischen Praxis und einigen behandlingstechnischen Ausführungen v. a. in der von Rudolf maßgeblich entwickelten strukturbezogenen Psychotherapie. Gerade dieses psychodynamische Behandlungsverfahren verlangt nach „Kreativität im Prozess“ (Rudolf 2006, Tab. 6-II, S. 135), oder wie es an anderer Stelle fett gedruckt heißt: „Wünsche, Träume, Phantasien zur Sprache bringen“ (Rudolf 2010, S. 15). Strukturelle Nachreifung und -entwicklung sollten ja von bislang Ungelebtem, Verschüttetem, Abgewehrtem ausgehen, zumal Letztere subjektiv genauso „neu“ sind wie Unbekanntes. Zu Recht empfiehlt Rudolf, Fantasie und Kreativität auch für Kriseninterventionen zu nutzen und „bisher *ungenutzte kreative Entwicklungsmöglichkeiten*“ (Rudolf 2008, S. 353, kursiv im Orig.) psychotherapeutisch zu aktivieren, weil in schweren Krisen wichtige strukturelle Regulationsfähigkeiten oft vorübergehend erheblich eingeschränkt oder gar völlig blockiert und dadurch subjektiv nicht verfügbar sind. Im Übrigen dürfte es von selbst einleuchten, dass bei Interventionen in Krisen ein prozessuales Strukturkonzept, in dem sich die Funktionen auf das Erleben beziehen, z. B. dann hilfreich ist, wenn die betroffene Person vor dem Ereignis, das die Krise angestoßen hat, eigentlich über gut integrierte strukturelle Fähigkeiten verfügte.

Strukturverständnis in der katathym-imaginativen Psychotherapie

In der katathym-imaginativen Psychotherapie (KIP), die in der Literatur zur psychodynamischen Therapie allerdings recht selten berücksichtigt wird, sind die Fantasie, der Tagtraum, die Imagination gleichsam die Arbeitsgrundlage. Aus Sicht der KIP hat Dieter (2010, S. 172 ff.) in einer kürzlich erschienenen Arbeit eine strukturbezogene Differenzierung zwischen neurotischen und strukturell gestörten Patienten vorgenommen und dazu die imaginativen Ressourcen und ihre entwicklungspsychologischen Voraussetzungen bei reifer (neurotisch) sowie unreifer (strukturell gestört) Symbolisierungsfähigkeit herausgearbeitet. Als mögliche Ursache der bei strukturellen Störungen vorherrschenden Abwehr durch Spaltung wird hier ein Mangel an Symbolisierungsfähigkeit gesehen und am konkreten Fall ungelöster früher Individuationskonflikte nachvollziehbar dargestellt. Der Autor hält strukturelle Störungen in erster Linie für Entwicklungsstörungen, weshalb selbst bei erheblicher Schwere der Störung „in vieler Hinsicht ‚unreife‘ Symbole ... dennoch äußerst *wertvolle Schöpfungen* des Patienten“ im Sinne von „Kraftquellen“ (Dieter 2010, S. 187; im Orig. kursiv) seien, aus denen heraus sich eine strukturelle Weiterentwicklung speisen kann. Und er zeigt, dass zur therapeutischen Nutzung dieser Art von Ressourcen eine entwicklungsförderliche therapeutische Einstellung („potential space“, Winnicott 1974; Ogden 1985) und besondere Fähigkeiten im Umgang mit Übertragung und Gegenübertragung nötig sind. Außerdem braucht es aber auch ein theoretisches Verständnis (z. B. „symbolische Gleichsetzung“, Segal 1991; „theory of mind“, Fonagy 2001) von der Art und Weise des Zusammenspiels unterschiedlichster psychischer Entwicklungslinien mit einer Vielzahl fehlgeschlagener (oder fehlender) Anpassungserfahrungen, aus denen die aktuelle Störung bestehen dürfte. Auch wenn die strukturelle Störung primär als Entwicklungsstörung gesehen wird, geht der für den konkreten Fall entworfene Behandlungsplan deutlich über den einer Entwicklungstherapie hinaus. Er berücksichtigt nicht nur den Status quo des strukturellen Funktionierens (z. B. auftretende Entsymbolisierungen), sondern auch das stets anzunehmende Potenzial für Entwicklung – hier als imaginative Ressource verstanden. An dieser Stelle setzt für den Autor die Therapie an, „da sonst die Symbolbildungsvorgänge nicht in Gang kommen können“ (Dieter 2010, S. 177), die ebenso wie die Mentalisierungsfähigkeit im Sinne Fonagys, wenn sie defizitär ist, interaktiv nachgebildet werden müssen. Die therapeutische Haltung, die im Bericht über diese Arbeit an der strukturellen Kompetenz mitschwingt (deutlich besonders in den Hinweisen zum Umgang mit Übertragung und Gegenübertragung), scheint nicht weit entfernt von der Ideallinie, die

Psychotherapeut 2013 · 58:31–38
DOI 10.1007/s00278-012-0920-1
© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2013

Reinhold G. Hanenberg
“... der Phantasieschlüssel bewährt sich“. Gehört die Fantasie nicht auch zur strukturellen Kompetenz?

Zusammenfassung
In der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD) gilt die Fantasie als psychische Ressource (Selbstaspekt), konzeptionell eingebunden in das verbreitete duale Schema von (innerer) Selbstreflexivität und (äußerer) Realität. Um diese Ressource besser zu nutzen und psychotherapeutisch zu aktivieren, müsste ein Konzept verfügbar sein, in dem auch die strukturbildende Kraft der Fantasie berücksichtigt wird. Der Autor schlägt vor, den bekannten Gegensatz von Fantasie und Realität um ein zusätzliches duales Schema von Imaginativem und Rationalem zu erweitern, sodass die Behandlung durch die dynamische Wandlungsfähigkeit der Fantasie bereichert wird. Dieses Schema ist auch in zukünftige Konzepte struktureller Kompetenz integrierbar.

Schlüsselwörter
Imagination · Kreatives Potenzial · Sprache · Psychoanalyse · Psychotherapie

“... the fantasy key has proved itself“. Doesn't fantasy also belong to structural competence?

Abstract
In operationalized psychodynamic diagnostics (OPD) imagination is seen as a psychic resource (aspect of self) and as such integrated in the widely known thought system contrasting (inner) self-reflexivity and (outer) reality. In order to make better use of and profit by this resource therapeutically, the power of the imagination to generate structure needs to be conceptually included. The author proposes adding a further dual system comprising the imaginative and the rational to this known polarity of imagination and reality, thus widening the therapeutic scope through the dynamic versatility of the imagination. This system could also become part of future concepts of structural competences of the psyche.

Keywords
Imagination · Creativeness · Speech · Psychoanalysis · Psychotherapy

Küchenhoff (2002, S. 78) mit Blick auf die Dynamik „strukturelle[r] Verfasstheit des Erlebens“ vorschlägt, nämlich „strukturelle Prozesse als solche zu ermöglichen, und dies heißt, die Blockaden in dem Wechselspiel innerpsychischer Zusammenhänge aufzulösen“.

Anwendungsbeispiel eines prozessualen Strukturverständnisses

Die Fantasie und die therapeutisch nutzbare Kreativität als strukturelle Kompetenz zu betrachten, ist erst dann mit diesem prozessualen Strukturverständnis kompatibel, wenn die Fantasie in ein duales Schema von Imagination und Rationalität eingeordnet wird, statt, wie es die OPD und z. B. Laplanche u. Pontalis (1967) in *Das Vokabular der Psychoanalyse* ... tun, der Imagination die Realität gegenüberzustellen. Bevor dies näher ausgeführt wird, soll an einem Fallbericht aus einem Aufsatz von Horn u. Rudolf (2002, 281 ff.) gezeigt werden, welche konzeptionellen und behandlingstechnischen Differenzierungen mit der Dualität Imagination/Rationalität möglich sind:

Im Fallbeispiel 3 wird ein 17-jähriges Mädchen beschrieben, das unter unerträglichen Ängsten leidet, weil es zwanghaft befürchtet, alpträumhafte Szenen, wie sie z. B. in Horrorvideos zu sehen sind, könnten Realität werden bzw. ihr tatsächlich widerfahren. Das zu diesem Fall ausführlich beschriebene, die Grundprinzipien der strukturbezogenen Therapie verdeutlichende, behutsame und feinfühliges Vorgehen der Therapeuten steht außer Diskussion. Dem Autor des vorliegenden Beitrags geht es um das Verständnis der für die gelungene Reduktion der Ängste erfolgten Transformation von zu Horrorbildern übersteigerten Fantasien in eine Fantasietätigkeit, mit der man danach in einer Langzeittherapie arbeiten konnte. Zunächst wurde mit therapeutischer Unterstützung sortiert, was „Phantasie, Traum und Realität ist und welche Affekte mit welchen Situationen verknüpft sind“ (Horn u. Rudolf 2002, S. 284) und in einer schrittweisen Differenzierung zwischen innen und außen

ein an der Interpretation äußerer Realität (genauer: der mit anderen geteilten Wirklichkeit) orientierter, haltgebender Rahmen erarbeitet. Insofern kann auf die Überprüfung der Realität und damit die Unterscheidung zwischen Fantasie und Realität nicht verzichtet werden. Für den nachfolgenden Behandlungsschritt jedoch, der mit dem Explorieren der Ängste beginnt, werden Vorstellungen, Fantasien und interaktive Austauschvorgänge kognitiven Inhalts beschrieben, die seitens der Patientin ihren kreativen Ausdruck z. B. in Zeichnungen fanden. Das, was von der Patientin an Einfällen, Assoziationen, Vorstellungen, Fantasien geäußert wurde, erscheint nun nicht mehr so unrealistisch wie noch zu Beginn der Krisenintervention. Neben der verbesserten Fähigkeit zur Überprüfung der äußeren Realität ist an ihren Äußerungen aber auch erkennbar, dass diese nun einen höheren Grad an Rationalität besitzen. Bezogen auf dieses Fallbeispiel: Die angstüberflutenden, alpträumhaften Bilder waren entschärft, sie wurden „aushaltbar“, und die Patientin – unterstützt durch die Therapeuten – erfuhr und erlebte, dass sie selbst „sortieren und differenzieren konnte“ (Horn u. Rudolf 2002, S. 284). Es hatte sich also eine wichtige strukturelle Kompetenz wohl verbessert bzw. war nun vielleicht verfügbar. Hier hat nicht etwa nur eine in Richtung Normalisierung tendierende Realität die Oberhand gewonnen, sondern mit Unterstützung der Fantasie wurden v. a. die kognitiv-rationalen Fähigkeiten der Patientin (re?)aktiviert (und möglicherweise auch noch andere psychische Kompetenzen). Folgt man dieser Sichtweise, kann man bei der beschriebenen Entwicklung im Verlauf der Therapie auch noch die Entfaltung der inhaltlichen Aspekte gleichsam mitverfolgen und somit einen wichtigen Anteil des Erlebten erfassen und strukturbezogen einordnen. Und die im Fallbeispiel beschriebene gewisse Beruhigung des Chaos infolge der therapeutischen Arbeit könnte – mit Küchenhoffs Worten – dann auch so beschrieben werden, dass Blockaden in dem Wechselspiel innerpsychischer Zusammenhänge reduziert oder gar aufgelöst wurden.

Fantasie im prozessualen Schema von Imagination und Rationalität

Am Ende seiner phänomenologischen Bestimmung des Imaginären bemerkt Sartre (Sartre 1940/1986, S. 297; kursiv im Orig.) am Beispiel des künstlerischen Schöpfungsakts: „Es gibt keine Realisierung des Imaginären, man könnte höchstens von seiner *Objektivierung* sprechen“. Das Imaginäre sei nämlich nicht das Reale, sondern es repräsentiere dessen impliziten Sinn, und dieser werde im künstlerischen Schaffen expliziert – somit objektiviert. Es soll nun versucht werden, die hier erkennbare besondere Art der Prozessbetrachtung in ein für psychotherapeutische Zwecke nutzbares Konzept zu integrieren, das – wie am obigen Fallbeispiel demonstriert – zusätzlich den Bewegungen der individuellen Fantasien im therapeutisch-kreativen Geschehen gerecht wird.

In der Komplexität kreativer Vorgänge lassen sich zwei Grundzüge ausmachen, die es ratsam erscheinen lassen, solche Vorgänge gleichsam von zwei Seiten zugänglich zu machen, und zwar vom Imaginativen und vom Rationalen her. Aus vagen Ideen und kreativen Fantasien lassen sich fortschreitend brauchbare Entwürfe und theoretische Konzepte entwickeln; hier entfaltet sich der generierende Zugang vonseiten des Imaginativen. Aus der Gegenrichtung, dem Rationalen, kommend, lassen sich fest gefügte Auffassungen, Theorien und Normen durch eine dekonstruierende Interpretation erschüttern oder gar als unbrauchbar abstempeln; durch diesen Zugang werden auch bei anscheinend Rationalem schließlich die imaginativen Wurzeln erkennbar. Ein solches prozessuales Zweiwegeschema der Imagination und Rationalität erweitert den bisherigen konzeptuellen Rahmen (Fantasie/Realität), weil man sich z. B. bei metapsychologischen und behandlingstechnischen Weiterentwicklungen nicht mehr nur auf eine (Re-) Interpretation von Ergebnissen (z. B. Methodenvarianten, neue Konzepte), meist verbunden mit Relevanzeinschätzungen der Konzepte, beschränken muss, sondern auch versuchen kann, Art, Stil und Muster des schöpferischen Vorgangs selbst in den Blick zu nehmen.

Fantasie, Metaphorik und wissenschaftliches Denken

Der italienische Philosoph Grassi hat in *Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte abendländischen Denkens* (Grassi 1979) herausgearbeitet, dass die Fantasie stets an metaphorische Ausdrucksformen gebunden bleibt, bestimmten Grundgesetzen der Symbolbildung folgt und der Übertragung metaphorischer Bedeutungen dient, bis hin zu einer „Metapher wortloser Erkenntnis“ (Langer 1942, S. 149). Grassi gründete diese Erkenntnis auf eine Eigentümlichkeit abendländischen Denkens, dass es nämlich immer schon zwischen „Meinung“ (doxa) und „Wissen“ (episteme) unterschieden habe. Diese Unterscheidung sei keine streng trennende, sondern verweise auf zwei Grundmuster des menschlichen Denkens. Beide können wahr sein, aber das Wissen muss eine gut begründete Basis (archai) haben, um als gültig akzeptiert zu werden (Grassi 1979, S. 17 f.). Wissenschaftliches Denken findet seinen Ausdruck stets im Medium der Sprache und zwar wiederum in zwei Formen: der logischen, rationalen und der bildhaften, poetischen, metaphorischen Sprache. Diese Differenzierung wertet die beiden Arten des Denkens nicht, bevorzugt auch nicht die eine gegenüber der anderen, sondern verweist lediglich auf ihre jeweils unterschiedlichen Anwendungsbereiche und Ausdrucksmöglichkeiten. Mit dem Instrumentarium der rationalistisch-beweisenden Sprache ist die Fantasie nun keinesfalls angemessen erfassbar, weil diese Sprachform möglichst von allen Metaphern gereinigt sein soll, um Mehrdeutigkeit zu vermeiden (vgl. hierzu Buchholz u. Gödde 2005, S. 673 f.).

Diese gut begründete Basis des Wissens stellt eine logische Falle dar, in die auch Freud geraten ist, u. a. als er die „pseudowissenschaftliche ... Maske der Phylogenese“ (Laplanche u. Pontalis 1967, S. 38) verwendete, um sein Konzept der Urfantasie zu begründen. Auch für das Konzept der unbewussten Fantasie bei Klein und Isaacs wird die dogmatisch-axiomatische Setzung der Fantasie zum Problem. Bei beiden Modellen „wird man zwangsläufig darauf ge-

bracht, jeden psychischen Vorgang durch eine zugrundeliegende Phantasie zu verdoppeln, die sich ihrerseits prinzipiell auf den elementaren Ausdruck eines Triebziels reduzieren lässt“ (Laplanche u. Pontalis 1967, S. 53). Der Versuch, die Kreativität deduktiv zu untersuchen, erweist sich daher als problematisch. Durch kreative Prozesse mit Beteiligung der Fantasie soll ja in der Regel erst Neues geschaffen werden, was durch Prämissen, die eine kausale Ableitung erfordern, zwangsläufig blockiert würde.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma bietet aber, so Grassi (1979, S. 27; kursiv im Orig.) weiter, ein weisend-semantic Sprachmodus: Er stellt eine Äußerungsform zur Verfügung, „in der die *ursprünglichen Prämissen* der rationalen Rede ausgedrückt werden. Denn da diese Prämissen einen un-ableitbaren Charakter besitzen – und eine solche Eigenschaft muß ihnen zukommen, weil sie sonst nicht ur-sprünglich wären –, können sie selbst *nicht beweisbar* und *begründbar* sein, *nicht abgeleitet* werden.“ Stimmt man dem zu, dann kann die Fantasie nicht mehr allein der Welt der Imagination zugeordnet werden, sondern das Rationale muss hinzugenommen werden. Erst im Spannungsfeld von Imaginativem und Rationalem – so die These – kann ein aus ursprünglichen, un-ableitbaren Prämissen entspringendes, rational begründbares Wissen hervortreten; in einem solchen Spannungsfeld verläuft auch die imaginativ-emotionale Bewegung der Fantasie. Äußert sie sich in einer weisend-semantic Sprache, ist sie spontan und entsteht im „Hier und Jetzt“. Rational begründbares Wissen hingegen kann sich niemals spontan äußern, weil wir ihm immer erst seine rationale Basis zuweisen müssen.

Bei diesem dualen Schema ist es weder nötig noch sinnvoll, irgendeinen Übergangsbereich zwischen dem Imaginativen und dem Rationalen abzugrenzen (vgl. die oben zitierte „Formel vom ‚mittleren Bereich‘“, Stein u. Stein 1984). In den Schilderungen von Fantasien wird – in jeweils individueller Form – die Umgestaltung zum Rationalen dann erkennbar, wenn aus anfänglich vagen Intuitionen, leidenschaftlichen Regungen oder verschiedenen Assozia-

tionen Begriffe und begründende Sätze geworden sind. Oder etwas allgemeiner: Eine weisend-semantic Sprachform, deren Phänomene z. B. Empfindungen und Bilder sind, wird kreativ umgewandelt in eine (schwächer oder stärker) rational geprägte Sprachform. Folgt man also Grassis Vorschlag, kann gleichsam die Zwangsjacke abgelegt werden, die einen durch die Dualität von Imagination und Realität seit der Einführung des „Realitätsprinzips“ durch Freud oft einschränkt (Hanenberg 2008, Kap. VII).

Solch ein weisend-semantic Sprachmodus war allerdings auch schon im dualistischen Denken Freuds angelegt. Das in seinen eigenen Worten „schärfere“ (Freud 1920g, S. 57) dualistische Denken in starken Gegensätzen oder Polaritäten taucht erstmals explizit ausgearbeitet 1911 in *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* (vgl. auch Grassi 1992, S. 59 ff.) auf. Sein demgegenüber sozusagen „weicherer“ dualistisches Denken zeigt sich in vielen psychodynamischen Konstruktionen (Beispiel *Traumdeutung*: Traumarbeit, latenter Traum, Wunscherfüllung usw.), also empirisch nicht nachweisbaren (z. B. unbewussten) Annahmen, die, klinischen Phänomenen unterlegt, für eine sinnstiftende Deutung herangezogen werden können. Dafür verwendete Freud eine „Sprache, die die Anfertigung von Bildern, Beschreibungen und Themen erlaubt und von denen ausgehend bestimmte Formen des ‚sehen als‘ möglich“ werden (Buchholz 1997, S. 87). Aber wie ist diese besondere Sprache beschaffen? Freud bediente sich sowohl metaphorischer Ausdrucksformen (und das in hohem Maß) als auch logisch-rationaler Termini. Beide Sprachformen besitzen – im Spannungsfeld von Imaginativem und Rationalem – ursprüngliche, un-ableitbare Wurzeln in der Dimension des Imaginativen. Eine spontan (in weisend-semantic Form) auftauchende Metapher, die „das Staunen als Lücke des Wissens ... – im Unterschied zur rationalistischen Deutung“ (Grassi 1992, S. 25) erleben lässt, kann in einem schöpferischen Akt in eine logisch-rationale Form umgewandelt werden. Sie kann aber auch in ihrer metaphorischen

Form belassen und verwendet werden, z. B. als Leitmetapher.

Entwicklungspsychologisches zur Fantasie

Die „Macht der Fantasie“ wird auch durch entwicklungspsychologische Erkenntnisse bestätigt, wenn z. B. Fantasien der Eltern über ihren Säugling die „Biologie außer Kraft“ (Dornes 2000, S. 24) setzen, sei es in entwicklungshemmender oder entwicklungsfördernder Weise (Dornes 2000, S. 22 ff., Dornes 1993, Kap. 9). Dornes (2000, S. 25) führt überzeugende Beispiele auch anderer Forscher dafür an, dass frühe Interaktionen entgleisen können, wenn sie durch projektive Fantasien der Eltern überformt werden, und er zeigt, dass vage, von elterlicher Seite allenfalls vermutbare Intentionen des Kindes durch Zuschreibung von Bedeutung Anfänge der Symbolisierungsfähigkeit fördern können, sodass „der Säugling etwas Neues lernt, weil er dem Überschuss an Bedeutung, den die Eltern in sein Verhalten hineininterpretieren, gleichsam nachwächst.“ Dornes thematisiert auch, ob Säuglinge überhaupt fantasieren können, und spricht es ihnen ab, weil Säuglinge noch nicht zur hypothetischen Repräsentation, also zur Imagination von Bildern, die nicht aus der Eigen- und Fremdwahrnehmung oder der Wahrnehmung von Situationen stammen, fähig seien. Er schlägt vor, erst dann vom Fantasieren zu sprechen, wenn über das freie Evozieren hinaus bei Kleinkindern die Fähigkeit auftaucht, „das Evozierte in einer Weise zu verändern, die durch keine bisherige empirische Erfahrung gedeckt ist“ (Dornes 1997, S. 93). Der Autor des vorliegenden Beitrags hält die von Dornes aufgestellten Kriterien zur Abgrenzung manifester psychischer Kompetenz gegenüber ihren Vorformen in der Entwicklung für brauchbar und zwar als Basis für die Ausarbeitung von Fragen zur strukturellen Exploration imaginativer Ressourcen bei reifer oder unreifer Symbolisierungsfähigkeit (Dieter 2010) im Rahmen der Dualität von Imaginativem und Rationalem.

In einem Gespräch über die uralte Frage nach der Differenzierung zwischen der sog. natürlichen Sprache und der symbolischen Interaktion beim Menschen, ver-

wendeten von Foerster u. von Glasersfeld den Ausdruck „Platzhalter“ für die Phase des Übergangs von präsymbolischen Ausdrucksformen zur symbolisch-sprachlichen Interaktion während des Spracherwerbs von Kleinkindern: Indem das Kleinkind lernt, symbolische Repräsentationen für seine Erlebnisse zu erzeugen, bilden sich an vorbegrifflichen Stellen der Symbolisierungsentwicklung Platzhalter, an denen sich allmählich – im Zuge von interaktiven Erfahrungen mit dem Umfeld – Wörter, Bezeichnungen, Begriffe niederschlagen können. Allerdings vermuten die Autoren auch beim Erwachsenen „noch gewisse Gegenden des Denkens, wo wir nur Platzhalter haben ... Und diese Platzhalter sind direkt verbunden mit dem, was ich Begriffe nenne. Wo bei die Begriffe natürlich immer wandelbar sind“ (von Foerster u. von Glasersfeld 1999, S. 210 f.). Aus den Platzhaltern kann dann rational begründbares Wissen werden – bei durchaus wandelbarer Begriffsbildung!

Stellenwert der Fantasie in der Vor- und Frühzeit der Psychoanalyse

In den kreativen Pionierzeiten der Psychoanalyse stand die Fantasie schon einmal hoch im Kurs. Laplanche u. Pontalis (1985, S. 10) beginnen daher ihre großartige Studie *Urphantasie. Phantasien über den Ursprung, Ursprünge der Phantasie* mit der Feststellung: „Die Psychoanalyse befasst sich seit ihren Anfängen mit dem Material von Phantasien“ und beziehen sich dabei zunächst auf den Fall Anna O. Seit dem Auffinden der 1882 niedergeschriebenen Originalkrankengeschichte der Anna O. durch Hirschmüller (1978, S. 360) ist deutlich geworden, wie wichtig der Beitrag Breuers war, was den therapeutischen Nutzen der Fantasie betrifft. Breuer hörte Anna O. bei ihrer jeweiligen „Abendzählung“ nämlich nicht nur einfach zu, sondern nahm oder „rang“ ihr die Geschichten ab. Mit seiner aktiven Art des Sicheinlassens trug Breuer Wesentliches zur Entwicklung einer therapeutisch wirksamen Arzt-Patient-Dyade bei, wie heute gesagt werden würde, auch wenn er die sich dabei entfaltende Übertragung nicht hat verstehen und nutzen können.

Er hat sich auf ein therapeutisches Setting eingelassen, das man durchaus mit dem der heutigen KIP vergleichen kann.

Den therapeutischen Nutzen des Fantasiematerials entdeckte Breuer, als sich nach einer krisenhaften Verschlimmerung des Zustands der Patientin der Inhalt ihrer Darstellungen etwas veränderte: Aus rein fantastisch-poetischen Erzählungen wurden Mitteilungen über sich selbst und ihren Zustand, die zwar „phantastisch angekleidet, aber mehr nur durch feststehende phantastische Symbole ausgedrückt, als zu Poesien ausgebaut“ (zit. nach Hirschmüller 1978, S. 360) waren, wie Breuer schreibt. Auch bemerkte er, dass einzelne Symptome verschwanden, wenn in dieser neuen Art der Erzählung eine tatsächliche Begebenheit enthalten war. Heute würde man diese Differenzierung zwischen Fantasien über die eigene Person und eher fantastischen Gestaltungen als eine zwischen symbolisch bedeutsamen und bedeutungslosen Bildschöpfungen verstehen.

Freuds Fantasieverständnis beruhte auf der Annahme, die hysterischen Fantasien gingen auf Dinge zurück, die die Kinder früh gehört und erst nachträglich verstanden hätten (Freud 1985c, S. 248). Weitere therapeutische Erfahrungen ließen seine Vermutung, es gebe im Unbewussten kein Realitätszeichen, „so daß man die Wahrheit und die mit Affekt besetzte Fiktion nicht unterscheiden kann“ (Freud 1985c, S. 284), fast zur Gewissheit reifen, wodurch ein Perspektivenwechsel eingeleitet wurde: von der faktischen („Wahrheit“) zur psychischen Realität („mit Affekt besetzte Fiktion“), d. h. Fantasie. Die Fantasie wurde nun so verstanden, dass sie die psychische Realität entscheidend mitgestaltet (Freud 1985c, S. 340), dadurch auch auf die individuelle Ausprägung der unbewussten psychischen Organisation einwirkt und in ihr strukturbildend repräsentiert bleibt.

Der „Triumph der Phantasie“ (Lorenzer 1981, S. 214) als fundamental strukturbildender Kraft war damit vorbereitet, und die Fantasie hätte „das psychoanalytische Objekt schlechthin“ (Laplanche u. Pontalis 1985, S. 29) werden können, doch schlug Freud einen anderen Weg ein – er rückte (sexuelle) Konstitution und Heredität ins Zentrum. Damit stellte er endgültig

tig die Weichen in Richtung Trieblehre. Kurz darauf, in der *Traumdeutung*, wurde die Rolle der Fantasie erheblich eingeschränkt. Präferiert wurde nun die das psychische Geschehen (auch den Tagtraum) dominierende Traumarbeit, und die Fantasie erhielt eine etwas randständige Rolle bei der vierten traumgestaltenden Kraft (sekundäre Bearbeitung) zugewiesen. Auch bei der Entwicklung der Neurosen- und anderer Theorien kam es zu einer weitergehenden Entflechtung oder gar Ausgliederung der Fantasie aus den Phänomenen der psychischen Realität; es wird die Tendenz sichtbar, die Fantasie „als eigene Realität mit abgehobenen Gesetzen den anderen Realitäten“ (Pohlen u. Wittmann 1980, S. 37) gegenüberzustellen und ihr v. a. ein stärkeres pathogenes Potenzial zuzuweisen. Zwar erwähnt Freud noch gelegentlich die ehemals als dynamisch-produktiv beschriebene Funktion der Fantasie, aber ihre Psychodynamik erscheint nun (z. B. in der 23. Vorlesung *Wege der Symbolbildung*) gänzlich depotenziert – sie wird zum zahnlosen Tiger, der keinen „Schaden“ mehr anrichten kann, zum „Naturschutzpark“, der keinen anderen Nutzen mehr hat, als den Status quo aufrechtzuerhalten (Freud 1916–1917a, S. 386 f.). Nach diesem resignativen Abgang auf die Fantasie sind schließlich auch die Überlegungen Freuds zur Urfantasie in eine Sackgasse geraten.

Noch nicht einmal im Entwurf zum Sublimierungskonzept, in dem die Fantasie wieder zu Ehren hätte kommen können, erscheint sie in einer den künstlerischen Prozess auch nur mitgestaltenden Funktion. Zwar faszinierte Freud das Fantasieleben der Künstler, weil er darin ihre ehrgeizigen und erotischen Wünsche zu erkennen glaubte und weil der Künstler „dank besonderer Begabungen seine Phantasien zu einer neuen Art von Wirklichkeiten gestaltet ... [er also] den Rückweg aus dieser Phantasiewelt zur Realität“ (Freud 1911b, S. 236) findet – ein Grundthema der Psychoanalyse Freuds. All dies fand jedoch keinen Niederschlag in seinem Sublimierungskonzept.

Diese schwankende Haltung zur Fantasie in Freuds Werk erstaunt besonders, wenn man bedenkt, für wie wichtig er die Gestaltungskraft der Fantasie für sein eigenes Schaffen hielt. Er legte gro-

ßen Wert auf seine „theoretische Phantasie“ und sah ein allzu tiefes Eintauchen in reflektierendes Denken sogar als Gefahr (Freud 1985c, S. 145 f.). Er fand, dass „man Theorien nicht machen soll – sie müssen einem als ungebetene Gäste ins Haus fallen, während man mit Detailuntersuchungen beschäftigt ist“ (Brief Freuds an Ferenczi vom 12.07.1915; zit. aus Grubrich-Simitis 1985, S. 94).

Kreatives Potenzial der Fantasie

Die aus diesen Zitaten ableitbare Überzeugung Freuds vom kreativen Potenzial der Fantasie fand ihren Platz aber nicht in seinen wichtigen metapsychologischen Entwürfen, sondern ging in die psychoanalytische Behandlungsmethode als Teil der „freien Assoziation“ ein. Wenn sich der Analysand nach den Regeln der freien Assoziation in einen regressiven Zustand versetzt, ist – ähnlich wie in Tagträumen – auch die Fantasie beteiligt. Aus den dabei auftauchenden Einfällen, Erinnerungen (Konstruktionen) und Gedanken lässt sich zuweilen auch früh Gehörtes bzw. Erlebtes und Gesehenes nachträglich verstehen. Laplanche schätzt den Wert der Fantasie in der freien Assoziation sehr hoch ein und beschreibt die „große Entdeckung“ Freuds, nämlich die Bedeutsamkeit der Fantasie für die psychoanalytische Behandlungsmethodik, paraphrasierend als „eine *via regia* der Psychoanalyse ... Noch heute leben wir Analytiker von der Aneignung dieser Entdeckung insofern, als das Zentralstück der psychoanalytischen Arbeit im Auseinanderfalten und Analysieren der unbewussten Phantasie besteht“ (Laplanche 1970, S. 52, kursiv im Orig.).

Um diesen in der Psychoanalyse schon früh erkannten methodisch „zentralen“ Nutzen der Fantasie heute für die Strukturachse der OPD und die strukturbezogene Psychotherapie fruchtbar werden zu lassen, muss die Fantasie wieder als eine strukturbildende Kraft konzipiert werden. Das vorgeschlagene duale Schema von Imagination und Rationalität erlaubt, dass Fantasie und Kreativität als integraler Bestandteil der strukturellen Kompetenz – auf welchem Integrationsgrad auch immer – verstanden und therapeutisch nutzbar werden. Und es erweitert den bishe-

rigen konzeptuellen Rahmen (Fantasie/ Realität) sowie die Behandlungsmöglichkeiten, wenn bei der Analyse von Manifestationen der Fantasie und Mustern kreativen Geschehens ihre dynamische Wandlungsfähigkeit fruchtbar wird.

Fazit für die Praxis

Um Fantasie und Kreativität in der Therapie strukturbildend nutzen zu können, genügt das auch aus der OPD bekannte duale Schema von Fantasie und Realität nicht, weil dieses auf eine eher diagnostische Abklärung darüber, in welcher dieser beiden „Welten“ ein Patient sich gegenwärtig überwiegend erlebt, begrenzt ist. Das vorgeschlagene duale Schema von Imagination und Rationalität erlaubt nun den therapeutischen Zugang zu den Manifestationen der Fantasie von zwei Seiten – sinnlich-emotional und kognitiv-rational.

Korrespondenzadresse

Dr. phil. Reinhold G. Hanenberg
Gümbelstr. 2, 80636 München
RH@ubw-bw.de

Interessenkonflikt. Der korrespondierende Autor gibt an, dass kein Interessenkonflikt besteht.

Literatur

- Arbeitskreis OPD (Hrsg) (2006) Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik OPD-2. Das Manual für Diagnostik und Therapieplanung. Huber, Bern
- Buchholz MB (1997) Psychoanalytische Professionalität. Andere Anmerkungen zu Grawes Herausforderung. Forum Psychoanal 13:75–93
- Buchholz MB, Gödde G (2005) Das Unbewusste und seine Metaphern. In: Buchholz MB, Gödde G (Hrsg) Macht und Dynamik des Unbewussten, Bd I: Auseinandersetzungen in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse. Psychosozial-Verlag, Gießen
- Dieter W (2010) Der unterschiedliche therapeutische Umgang mit Imaginationen bei neurotischen und strukturell gestörten Patienten. In: Kottje-Birnbacher L, Sachsse U, Wilke E (Hrsg) Psychotherapie mit Imaginationen. Huber, Bern
- Dornes M (1993) Der kompetente Säugling. Fischer, Frankfurt a. M., TB11263
- Dornes M (1997) Die frühe Kindheit. Fischer, Frankfurt a. M., TB13548
- Dornes M (2000) Die emotionale Welt des Kindes. Fischer, Frankfurt a. M., TB14715
- Foerster H von, Glasersfeld E von (1999) Wie wir uns erfinden. Eine Autobiographie des radikalen Konstruktivismus. Carl-Auer, Heidelberg

NCAN ist das Manie-Gen

Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Bei Menschen mit einer bipolaren Störung wechseln sich depressive und manische Episoden ab. Von dem Gen NCAN ist bekannt, dass es wesentlich an der bipolaren Störung beteiligt ist, allerdings war bisher der funktionelle Zusammenhang unklar. Wissenschaftler der Universität Bonn und des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit in Mannheim haben nun in einer groß angelegten Studie gezeigt, auf welche Weise das NCAN-Gen an der Entwicklung der Manie beteiligt ist. Es zeigte sich, dass das NCAN-Gen sehr eng und ganz spezifisch mit den manischen Symptomen korreliert. Sie untersuchten Knockout-Mäuse, bei denen das Gen ausgeschaltet war und zeigten, dass diese Tiere keine depressiven Verhaltensanteile hatten, sondern manische Symptome. Die Knockout-Mäuse waren zum Beispiel wesentlich aktiver als die Kontrollgruppe und zeigten eine höhere Bereitschaft, Risiken einzugehen. Außerdem neigten sie zu einem gesteigerten Belohnungsverhalten, wie z. B. der maßlose Genuss einer Zuckerlösung. Anschließend verabreichten die Wissenschaftler den Knockout-Mäusen Lithium. Die Lithium-Gabe unterband vollständig die Hyperaktivität der Tiere. Dies besagt, dass die Reaktionen von Mensch und Maus das NCAN-Gen betreffend praktisch identisch sind. Von vorhergehenden Untersuchungen ist bekannt, dass es zu einer Entwicklungsstörung im Gehirn kommt, wenn das NCAN-Gen ausgeschaltet und dadurch die Bildung des Proteins „Neurocan“ unterbunden wird. Als Konsequenz dieser molekularen Störung prägt sich später offenbar die manische Symptomatik bei den Betroffenen aus. Das ist eine hervorragende Voraussetzung dafür, die Entwicklung neuer Medikamente zur Therapie der Manie voranzutreiben.

Literatur: Miró X, Meier S, Dreisow ML (2012) Studies in humans and mice implicate neurocan in the etiology of mania. *Am J Psychiatry* 169:982-990

Freud S (1985c) Briefe an Wilhelm Fließ. Fischer, Frankfurt a. M. (1887–1904)

Freud S (1911b) Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. *Gesammelte Werke*, Bd 8. Fischer, Frankfurt a. M.

Freud S (1916–1917a) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW*, Bd. 11

Freud S (1920g) Jenseits des Lustprinzips. *GW*, Bd 13

Fonagy P (2001) Bindungstheorie und Psychoanalyse. Klett-Cotta, Stuttgart (2003)

Grassi E (1979) Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte abendländischen Denkens, Bd 28. Syndikat, Frankfurt a. M. (1984)

Grassi E (1992) Die unerhörte Metapher. Hain, Frankfurt a. M.

Grubrich-Simitis I (1985) Metapsychologie und Metabiologie. In: Freud (1985a [1915]) Übersicht der Übertragungsneurosen. Fischer, Frankfurt a. M.

Hanenberg R (2008) Phantasie und wissenschaftliche Kreativität in der Psychoanalyse Freuds. *Edition Déjà vu*, Frankfurt a. M.

Hirschmüller A (1978) Physiologie und Psychoanalyse in Leben und Werk Josef Breuers. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Beiheft 4. Huber, Bern

Horn H, Rudolf G (2002) Strukturelle Störungen und strukturbezogene Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen. In: Rudolf G, Grande T, Henningsen P (Hrsg) *Die Struktur der Persönlichkeit. Vom theoretischen Verständnis zur therapeutischen Anwendung des psychodynamischen Strukturkonzepts*. Schattauer, Stuttgart, S 272–289

Küchenhoff J (2002) In Strukturen denken. Strukturkonzepte in Philosophie, Psychiatrie und Psychoanalyse und ihre praktischen Auswirkungen. In: Rudolf G, Grande T, Henningsen P (Hrsg) *Die Struktur der Persönlichkeit*. Schattauer, Stuttgart, S. 68–80

McGinn C (2004) *Mindsight. Image, dream, meaning*. Harvard University Press, Cambridge; dt: McGinn C (2007) *Das geistige Auge*. Primus, Darmstadt

Langer SK (1942) *Philosophie auf neuem Wege*. Fischer, Frankfurt a. M. (1965)

Laplanche J (1970) *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Nexus, Frankfurt a. M. (1985)

Laplanche J, Pontalis J-B (1967) *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. (1972)

Laplanche J, Pontalis J-B (1985) *Urphantasie, Phantasien über den Ursprung, Ursprünge der Phantasie*. Fischer, Frankfurt a. M. (FW 6647; 1992)

Lorenzer A (1970) *Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs*. Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Lorenzer A (1981) Was ist eine „unbewußte Phantasie“? In: Schöpf A (Hrsg) *Phantasie als anthropologisches Problem*. Königshausen & Neumann, Würzburg

Ogden TH (1985) On potential space. *Int J Psychoanal* 66:129–141

Pagnoni-Sturlese MR, Benakis L, Evrard E, Camassa G (1989) Phantasia. In: Ritter J et al (Hrsg) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd 7. Schwabe, Basel, Sp 516–535

Pohlen M, Wittmann L (1980) „Die Unterwelt bewegen“. Versuch über Wahrnehmung und Phantasie in der Psychoanalyse. Syndikat, Frankfurt a. M.

Resch F (2002) Struktur und Strukturveränderungen im Kindes- und Jugendalter. In: Rudolf G, Grande T, Henningsen P (Hrsg) *Die Struktur der Persönlichkeit. Vom theoretischen Verständnis zur therapeutischen Anwendung des psychodynamischen Strukturkonzepts*. Schattauer, Stuttgart, S 116–131

Rudolf G (2002) Struktur als psychodynamisches Konzept der Persönlichkeit. In: Rudolf G, Grande T, Henningsen P (Hrsg) *Die Struktur der Persönlichkeit. Vom theoretischen Verständnis zur therapeutischen Anwendung des psychodynamischen Strukturkonzepts*. Schattauer, Stuttgart, S. 2–48

Rudolf G (2006) *Strukturbezogene Psychotherapie: Leitfaden zur psychodynamischen Therapie struktureller Störungen*, 2. Aufl. Schattauer, Stuttgart

Rudolf G (2008) *Psychotherapeutische Krisenintervention*. In: Rudolf G, Henningsen P (Hrsg) *Psychotherapeutische Medizin und Psychosomatik. Ein einführendes Lehrbuch auf psychodynamischer Grundlage*, 6. Aufl. Thieme, Stuttgart

Rudolf G (2010) *Psychodynamische Psychotherapie: Die Arbeit an Konflikt, Struktur und Trauma*. Schattauer, Stuttgart

Sartre J-P (1940/1986) *Das Imaginäre. Phänomenologische Psychologie der Einbildungskraft*. In: *Gesammelte Werke, Philosophische Schriften I*. Rowohlt TB, Reinbek bei Hamburg. (1971/1994)

Segal H (1991) *Traum, Phantasie und Kunst*. Klett-Cotta, Stuttgart (1996)

Stein A, Stein H (1984) *Kreativität. Psychoanalytische und philosophische Aspekte*. Berchmans, München

Winnicott DW (1974) *Vom Spiel zur Kreativität*. Klett-Cotta, Stuttgart